

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

143 (21.6.1924) Wissenschaft und Bildung



# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 21. Juni 1924

### Die Büchse der Pandora

von Curt Amend.

Pandora, den Menschen von den Göttern des Olymp zur Strafe gesandt, besitzt eine Büchse, die alle Übel und Laster enthält. Pandora öffnet diese um ihre Strafmission zu erfüllen.

Völker taumeln in neue Entwicklungsphasen hinein, ohne daß die Massen wissen, wie ihnen geschieht. Da hat man in ganz bestimmten Anschauungen bis zu einem Zeitpunkt gelebt, und plötzlich kommt das Neue, und nur schwer vermag man sich damit abzufinden. Am sinnfälligsten hat sich all das Neue, das wir Heutigen erleben, in der Kunst offenbart. Und deshalb ist für den soziologisch gestimmten Menschen das Studium gerade der Kunst so überaus interessant.

Man nehme irgend ein Buch zur Hand, das sich mit der deutschen bildenden Kunst der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts beschäftigt und Abbildungen ihrer Schöpfungen bringt, und man betrachte alsdann Bilder, die Reproduktionen jener Kunst enthalten, die wir impressionistisch, und jener Kunst, die wir expressionistisch zu nennen uns gewöhnt haben. Welch ein manchmal geradezu grotesker Unterschied! Auf der einen Seite Zügelung des Gefühlsmäßigen in Form und Inhalt, bewußte und gewollte Unterdrückung des Bestialischen oder doch zum mindesten idealisierende Form in solchen Fällen, in denen der behandelte Gegenstand ein gewagter ist. Auf der anderen Seite die bewußte und gewollte Hervorzerrung all der Gefühle und all der Triebe, die im tiefsten Innern des Menschen schlummern, so tief, daß sie zum Teil unterhalb der Schwelle des Bewußtseins liegen. Also Entblößung der menschlichen Seele, d. h. aber letzten Endes Entfesselung des Tierischen.

Ein großer Meister der psychiatrischen Wissenschaft, Sigmund Freud, entdeckt inzwischen auf dem Wege seiner Traumdeutung, seiner Psychoanalyse, das ganze Reich dieses Unterbewußtseins und eröffnet damit der psychologischen Forschung zum ersten Mal eine Tür, die wirklich ins Freie führt.

Aber, um auf die Kunst zurückzukommen: in der Kunst spiegelt sich der Kulturinhalt und damit der Gehaltsinhalt eines Volkes. Allerdings nicht immer vollkommen. Es gibt gewisse Regeln der Sitte, des Anstandes, der Konvention, die auch der Künstler stillschweigend als für sich bindend hinnimmt, und nur selten finden sich Künstlerpersönlichkeiten oder ganze Perioden, die sich über diese Konvention hinwegsetzen, und getrieben zum Geständnis und zur Seelenbeichte, die letzte Hülle von ihrem Innern reifen.

Was dann zu Tage tritt, ist für die Menschheit leider nicht schmeichelhaft. Die Büchse, die sich aufstut, ist nicht eine Büchse des Wohlgeruchs, sondern es ist die Büchse der Pandora. Der Forscher und mit ihm alle die, die willens sind zu sehen, was zu sehen ist, erblicken den Menschen in seiner wahren Gestalt. Und nur wenige besitzen den Mut, bei diesem Anblick das buddhistische Wort auszusprechen: „Tat tvam asi“ (auf deutsch: „Siehe, das bist Du selbst.“) Auch Sigmund Freud und einzelne seiner Schüler haben offen zugegeben, daß dieser Blick in die Tiefe starke Herzen erfordert. Die Wissenschaft und die Forschung dürfen sich allerdings nicht schrecken lassen: sie müssen diese starken Herzen haben.

Ganz etwas anderes ist es mit den Massen des Volkes. Ist es gut und nützlich, allen immer die ganze Wahrheit zu sagen, ihnen das Spiegelbild der menschlichen Seele ganz unverbürgt zu zeigen, zumal in einer Zeit, die ohnehin krank ist? Man wird diese Frage nur sehr zögernd bejahen wollen.

Nehmen wir die heutige Kunst als Ausdruck der Volkskultur, als Ausdruck menschlicher Gefühle, so werden wir vom sozialmoralischen Standpunkt sagen dürfen, daß es besser gewesen wäre, wenn man die Büchse der Pandora nicht gar so weit geöffnet hätte.

Und damit komme ich zum entscheidenden Punkt. Der Wissende mag wissen, was in dieser Büchse enthalten ist. Und wissenschaftlich betrachtet, ist jede neue Möglichkeit schärferen Erkennens zu begrüßen. Aber die Erkenntnis verpflichtet nicht immer zu ihrer Popularisierung. Gut ist es zu wissen, daß der Mensch diese und jene abgründigen Gefühle hat. Noch besser aber ist es, diese Gefühle zu verdecken, um sie so beherrschen zu lernen.

Denn nur, indem wir sie verdecken, einsperren, abriegeln, lernen wir die Gefühle beherrschen. Es wäre denkbar, daß es der Menschheit in Laufenden von Jahren auf Grund einer ganz bestimmten sozialen Entwicklung gelang, ein niedriges Gefühl, wie z. B. das der Sabotage, auszuwurzeln. Aber auch das ist wohl nur eine Utopie. Die Gefühle sind nun einmal dem Menschengeflecht angeboren, und es hat mit ihnen zu rechnen. Der Verstand ist das große Geschenk der Vorsehung, welches allein den Menschen befähigt, die Abhängigkeit von diesen Gefühlen zu mildern und sie einer bewußten Kontrolle zu unterwerfen.

Aber diese Kontrolle wird immer nur darin bestehen können, daß systematisch auf dem Wege der Erziehung die Gefühle schichtweise gewissermaßen an die Leine gelegt, die schließlichen Ausartungen des Gefühls aber „eingesperrt“

werden, so daß sie sich öffentlich erst gar nicht ausraufen können. Was wir z. B. unter Keuschheit und Tugend verstehen, ist viel weniger eine positive Eigenschaft, als die dem Menschen anezogene Möglichkeit, Begierden und Triebe so zu beherrschen, daß er mit den geltenden, moralischen Gesetzen nicht in Konflikt gerät. Man vergleiche die geschlechtsmoralische Auffassung einer Wilden mit der eines wohlherzogenen, europäischen Mädchens, und man wird sofort erkennen, bis zu welchem Grade Konvention und Sitte, d. h. Abereinunft der Verständigen, jene Kontrolle des Gefühls zu steigern vermag.

Es ist also notwendig, daß diese und jene Gefühlsregungen „eingesperrt“ werden, damit sie keine Gefahren hervorrufen. Werden sie mit dem Aufgebot der Willenskraft und des Verstandes in diesem ihrem Gefängnis gehalten, so verschwinden sie nach und nach aus der öffentlichen Erörterung nicht nur, sondern auch aus dem Bereich öffentlicher Betätigung. Selbstbeherrschung ist es demnach, was die Menschheit von sich zu fordern hat, wenn sie wirklich gewonnen ist, eine Höherentwicklung zu erreichen.

Was wir aber heute sehen, ist vielsach das gerade Gegenteil. Ein großer Teil der Menschheit scheint heute zu meinen, daß es vor allem darauf ankomme, sich vor den andern jeelich so weit wie möglich zu entblößen, die eigenen Gefühle — und seien es auch solche fragwürdigster Natur — auf den Markt zu tragen, kurz die Büchse der Pandora recht weit zu öffnen. Gewiß mag es berechtigt sein, wenn einmal einer Periode verlogener Brüderie eine solche der Ungebundenheit folgt. Das rechte Maß wird hier in der Mitte zu liegen haben. Und „die Harmonie der Natürlichkeit“ ist der sprachliche Ausdruck für diese gute und gesunde Mitte. Unter keinen Umständen darf eine Reaktionserscheinung so ausarten, wie es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist. Denn die Folge ist eine Verwilderung, wie sie beschämender die Welt wohl kaum erlebt hat.

Und deshalb möchte man so manchem Künstler und so manchem Schriftsteller dieser Tage zurufen: „Nah uns ungehoren mit dem Tierischen oder Allzumenschlichen in Dir; wir haben es satt, immer nur den Schmutz vor Augen geführt zu bekommen, wir glauben trotz alledem an den Sieg des Guten, und wir wollen uns, weil wir eine höher geartete Menschheit erstreben, als Fundamente dafür nicht die Entartung, das Laster und die Niedrigkeit ausfuchen, sondern die guten und anständigen Eigenschaften des Menschengeflehls.“ Macht die Büchse der Pandora wieder zu, denn ihr Gestank entsetzt und verwirrt die ganze Welt. Beachtet auch das Grobe und Edle, und ihr werdet in der Erinnerung der kommenden Geschlechter gesegnet werden. Fahrt ihr aber fort, wie bisher, so wird euch der Fluch der Zukunft sicher sein; denn diese Zukunft wird dann urteilen, daß es nie eine Periode in der Geschichte der Menschheit gegeben hat, die vom Standpunkt der Menschlichkeit gesehen, zügelloser und grausiger gewesen wäre, als die jetzige!

### Aus Justus Möser's (1720—94) „Patriotischen Plaudereien“

Also sollte jeder Gelehrte ein Handwerk lernen

Die Italiener sprechen mit solchem Geschmaack und mit einer so bedächtlichen Miene von der großen Kunst nichts zu tun, und wie nötig solche besonders jedem mit ganzer Seele arbeitenden Menschen sei, daß ich meine wenige Übung in derselben mehrmals beklagt habe. Wahrscheinlich ist es, wo nicht richtig, daß eine beständige Anstrengung der Seele, und zwar eine beständige Anstrengung derselben nach einer gewissen jedem Menschen eigenen Liebingsseite, zuletzt eine Art von üblem Gange nach sich ziehen müsse; und es ist vielleicht ein Hauptzug in dem Nationalcharakter der deutschen Gelehrten, daß sie durch ihre große Unerfahrenheit in der Kunst, nichts zu tun, und durch die immer gleiche Spannung ihrer Seele nach einer bestimmten Seite zuletzt ganz einseitig oder, welches einerlei ist, Pedanten werden. Man sieht es ihnen ebensogut an, daß sie Gelehrte sind, wie man es einem Handwerker ansieht, daß er lange mit untergeschlagenen Weinen auf dem Tische gesessen habe. Sie zeigen sich links oder rechts, nachdem der Gang ihrer Seele auf diese oder jene Seite gewöhnt ist. Gleichwohl sollte die wahre Gesundheit der Seele und des Körpers darin bestehen, daß ihre beiderseitigen Kräfte ein gewisses Übermaß und zu allen in den ordentlichen Beruf eines jeden Menschen einschlagenden Geschäften eine gleich vollkommene Fähigkeit besitzen.

Ein Philosoph, mit welchem ich mich einstmals hierüber unterredete, wandte mir zwar ein, daß eben dieser dem Anschein nach feierliche Gang notwendig zu einem großen Mann erforderlich würde, und daß derselbe, wenn er stark und lockhaft würde, den glücklichen Namen des Enthusiasmus verdiente; er sagte ferner, daß von hundert Menschen immer einer ein Mächtigen seiner Kunst werden müßte, um die übrigen so viel mehr aufzuklären, und daß die Italiener ebensogut Pedanten in der Kunst und Malerei hätten, wie wir Deutschen in andern Wissenschaften; nur wären wir, nach

dem Unterschiede unserer Gegenstände, traurige und ernsthaft, die Italiener aber lustige Pedanten.

Allein wenn ich ihm gleich hierin nicht völlig unrecht geben konnte, so schien mir doch immer die Kunst, nichts zu tun und die Seele dann und wann von ihrem starken Gange auf die entgegengesetzte Seite zu wenden, eine beneidenswerte Kunst. Ruhe und Schlaf tun zwar zu dieser Absicht etwas, aber sie reichen nicht hin; und der Schlummer eines Gelehrten ist so erquickend nicht wie der Schlaf eines Tagelöhners. Ruht er mit dem Körper, ohne zu schlafen, so verfolgen ihn seine Gedanken, und diese greifen ihn oft stärker an als Lesen und Schreiben. Für ihn ist also keine solche Ruhe wie für andere, die mit ihrem Körper arbeiten und, wenn sie sich auf einen weichen Polster oder auch nur einen Stein setzen, einer nötigen Erholung genießen.

Ich hörte einmal, daß eine Frau ihren Geliebten einen verliebten Pedanten nannte, weil er von nichts als Liebe sprach und außer ihr nichts sah und nichts hörte. — Aber wie fange ich es an, antwortete er, um nur einen Augenblick nicht zu lieben? — Dieses schien mir mit der Frage eines Gelehrten: wie fange ich es an, um nichts zu tun, so sehr übereinzukommen, daß ich recht aufmerksam darauf wurde, was sie ihm auf seine Frage erwidern würde. Allein die Schöne zog sich mit einer Wendung heraus und lenkte auf den Vorwurf ein, wie die Zeit bald kommen dürfte, worin er mehr als Eine Antwort auf seine Frage finden würde. Diese Zeit kommt aber bei den Gelehrten nicht; ihr Gang nimmt vielmehr mit der Gewohnheit und dem Alter zu, und ihre Ungeschicklichkeit, sich auf andere Art zu vergnügen, macht ihnen ihre Fehler zum Bedürfnis.

Die Kunst, nichts zu tun, mag indessen auf zweierlei Art ausgeübt werden: als einmal auf diese, daß man wirklich die Seele völlig ruhen läßt und sich in dem Launewinkel (boudoir) einschließt; und dann auch auf diese, daß man sich entweder in Gesellschaften oder auch durch eine körperliche Bewegung zerstreut, wobei die Seele feiern kann. Die erste Art ist, meiner Meinung nach, die schwerere, denn der Mathematiker wird auch im Launewinkel das Rechnen nicht lassen; und die andere hat die Gefahrung nicht für sich, indem die meisten jebes Vergnügens, was ihrer Hauptneigung keine Nahegung bietet, ungeschmaakt finden. Wie manchen Gelehrten sieht man in Gesellschaften vor Langeweile erlassen und, wenn er solche verläßt, gleich einem befreiten Sklaven seinen Büchern aufzulegen.

Indessen erkennt man es doch immer als theoretisch richtig, daß es ein Glück für die Gesundheit der würdigen Männer sein würde, wenn sie einige Stunden des Tags mit nichts zubringen könnten. Dieses Nichts ist aber nur relativ; und für einen Gelehrten ist Holzägen Nichts, so wie umgekehrt für den Holzhacker das Denken eine Erholung ist. Ein solches Glück könnte man ihm verschaffen, wenn wir die Erziehung junger Gelehrten dahin einrichteten, daß jedem zugleich die Fähigkeit zu einer körperlichen Beschäftigung, und mit dieser auch die Neigung dazu beigebracht würde. Eine jede Kunst, worin man es zu einiger Geschicklichkeit gebracht hat, hat ihre Neigung, und eine solche Neigung allein ist vermögend, den einseitigen Menschen auf die andere Seite zurückzuführen.

Der allgemeine Grund der immer mehr und mehr überhandnehmenden Hypochondrie liegt wahrscheinlich darin, daß wir nicht in dem Schweiß unseres Angesichtes unser Brot erwerben. Wenn man sieht, wieviel ein Tagelöhner Schweiß bergiebt und wie wenig Nahrung er dagegen genießt, so fällt einem leicht die Frage ein, wie ein stillstehender Mann bei wenigem Schweiß und stärkerer Nahrung gesund sein könnte. Die Einrichtung unseres Körpers beweist, daß der Geist aller Nahrung in die Höhe und die Hefen nach unten gehen sollen; es ist offenbar, daß der Nahrungsgeist im Steigen immer mehr und mehr geläutert und bloß das Lauterste oder das rectificatissimum dem Gehirn zuströmen können soll. Diese stufenweise Läuterung erfolgt aber bloß durch eine angemessene körperliche Arbeit. Und wie kann da, wo man immer auf dem Stuhle verdaut und durch eine starke Anstrengung der Seele die rohen Säfte nach dem Gehirn zieht, diese Läuterung gehörig geschehen!

Zu gehen um zu gehen zu reiten um zu reiten, ist kein Mittel, was einen einseitigen Mann zurechtbringt. Die Not wird ihm jenes zwar eine Zeilang empfehlen, der üble Gang zu einer gewohnten und zum Bedürfnis gewordenen Arbeit ihn aber bald wieder zurückziehen. Hat er aber irgendeine körperliche Arbeit liebgenommen — und dieses wird allemal der Fall sein, wenn er es darin zu einiger Vollkommenheit gebracht hat —, so bewegt er sich nicht bloß, um sich zu bewegen, sondern um zu arbeiten, und zwar an einer angenehmen Sache, die ihre Reizungen dem übeln Gange mächtig entgegensetzt und ihn dauerhaft an sich zieht. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts hatten noch Ackerbau; aber in diesem hat die Schreiberei so überhandgenommen, daß sie von dem Morgen bis in den Abend wie angeknüpelt auf einer Stelle sitzen und mit der Feder rudern müssen.

Was kann also für die künftige Nachkommenschaft heilsamer und nötiger sein, als alle Kinder, die wir zum Studieren bestimmen, zugleich eine Kunst, welche eine körperliche Übung erfordert, lernen zu lassen und ihnen dadurch früh eine Neigung zu dem einzigen Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, beizubringen!



### Der notwendige Unterschied zwischen dem Kaufmann und Krämer.

Billig sollten die Kaufleute überall von den Krämer unter-  
schieden, für sie der erste Rang, für die Krämer aber der un-  
terste nach den Handwerkern sein. Billig sollte jede Stadt  
zwischen beiden die genaueste Grenzlinie ziehen und keinen  
der Ehre eines Kaufmannes genießen lassen, der nicht für eine  
bestimmte Summe einheimischer Produkte jährlich außerhalb  
Landes absetzt, oder für sie eine gleichfalls bestimmte Summe  
einheimische Fabrikanten mit rohen Materialien verlegt, oder  
auch sonst einen großen Handel von außen nach außen triebe.  
Jede Stadt könnte hierin ihr eigenes Maß halten; ein Land-  
städtchen könnte denjenigen als einen Kaufmann verehren,  
der jährlich nur tausend Taler auf solche Art umsetzt, und  
größere Städte könnten auf zehn-, zwanzig-, hundert- und  
mehrere hunderttausend Taler steigen, um die Summe zu be-  
stimmen, durch deren Verkehre einer das Recht zu dem Namen  
und den Vorzügen eines Kaufmanns erlangen sollte. Mit  
der Kaufmannschaft wäre sodann auch die höchste Ehre und  
Würde verknüpft; so wie im Gegenteil der Krämer von allen  
höheren Ehrenstellen in der Bürgererschaft völlig ausgeschlossen  
sein müßte. In den meisten großen Städten ist dieser Unter-  
schied vorzeiten eingeführt gewesen, und in der Welt könnte  
die Ehre nicht nützlicher als auf diese Weise angelegt werden.  
Im Gegenteil kann man nicht unpolitisch verfahren, als daß  
man diejenigen, welche allen einheimischen Fleiß unterbeiden  
und auf nichts anderes denken, als an ausländische Sachen  
zu gewöhnen, mit jenen vermischt und beide in eine Klasse  
setzt.

Die Ehre und der Rang, welchen sich die Krämer mit den  
Kaufleuten und über die Handwerker erworben haben, ist  
unstreitig die offenbareste Erschleichung, welche jemals die  
gute Vernunft erlitten hat. Denn es gehört gewiß sehr wenig  
Kunst dazu, um hundert Pfund Zucker, Kaffee oder Kofinen  
in Empfang zu nehmen und bei kleineren Teilen wieder aus-  
zuwiegen. Die ganze Durchhaltung besteht hier im Aufschreiben  
und Auslösen und die ganze Rechenkunst in der armen  
Regelbret, Hundert Leute haben sich auf dem Lande nieder-  
gelassen und die Krämerergriffen, ohne sie jemals gelernt  
zu haben, und hundert Frauen sind in die Duffeln gekommen,  
welche niemals vorher in der Handlung unterrichtet worden.  
Wer unter Millionen Menschen wird kein einziger auf einem  
so leichten Wege ein geschickter Schneider oder Schuster; und  
unter hundert, die das Handwerk gelernt haben, findet man  
oft nur einen, der es in einem vorzüglichen Grade versteht.  
Zum Handwerk wird also offenbar weit mehr Kunst und  
Geschicklichkeit erfordert als zur Krämerer; und es ist ein  
wichtiger Staatsfehler, die Kunst unter jene herabzusetzen.

Überhaupt wäre es gar nicht nötig, eine eigene Klasse von  
Krämerern oder eine sogenannte Krämergilde zu haben. Die  
ganze Krämererei sollte eine Erziehung für die Handwerker und  
ihre Frauen sein. In den meisten großen Handelsstädten  
hat der Handwerker seine Werkstätte hinten im Hause, und  
gleich beim Eintritt glänzt die wohlaussehende Frau in ihrem  
Kramladen. Mit dieser Einrichtung sind unzählige Vorteile  
verknüpft. Die Frau des Schneiders handelt mit Nähn,  
Schoppen und andern dergleichen Waren, die der Mann ent-  
weder selbst machen oder doch ebenso leicht als ein Krämer  
anschaffen kann. Der Mann bekommt, wenn letzteres geschieht,  
so bessere Waren als in die Hände, er ändert danach seine eigene  
Arbeit, befreit an den empfangenen, lernt nachahmen, nützt  
alle Kleinigkeiten und bedient sich aller Vorteile seines Amtes.  
Auf gleiche Weise verfahren alle andern Handwerker. Ihre  
Frauen handeln mit solchen Waren, worunter der Mann  
immer noch etwas von seiner eigenen Arbeit mit verkaufen  
oder woran er durch Andern, Bessern oder Zusehen etwas  
gewinnen kann. Alles, was an den Waren zerbrochen oder  
verdorben ist, versteht er durch seine Kunst zu ersetzen; er  
bedarf keiner fremden Hand, wie der Krämer, und versteht  
die gute Erhaltung und Bewahrung der in sein Handoel  
schlagenden Waren besser als wie dieser, der oft nicht weiß,  
ob sich eine Ware in trockener oder feuchter Luft, in Holz  
oder Glas, auf dem Boden oder im Keller am besten erhalten

will. Der Handwerker, der bei dieser Gelegenheit die frem-  
den Preise kennen lernt und findet, daß sie geringer sind, als  
er sie in seiner eigenen Arbeit geben kann, sündt den Kunst-  
griffen nach, die der Fremde gebraucht, entdeckt das Verfältsche  
oder Unvollkommene mit einem halben Auge und erfundet  
durch seine funktfähige Einsicht sogleich einen Vorteil, wo-  
durch er dem Fremden wieder überholt.

Und wer kann ein größerer Kenner von Waren sein als  
der Handwerker, der solche täglich selbst verfertigt? Wer kennt  
die Farben besser als ein Färber oder Maler? Wer Klau-  
und Lederwerk, wer Bolle und Filz, wer Metall und Eisen-  
waren besser als diejenigen, so darin arbeiten? und wer  
kann geschickter und fähiger sein, die Krämerer mit den dazun-  
gehörigen Sachen zu treiben als eben diese? Warum wird  
nicht den Handwerkern oder deren Frauen eine einge-  
schränkte Art von Handel damit gestattet? und was braucht  
man eigene Krämer, deren Vorteil immer gerade dem Vorteil  
der Handwerker entgegensteht, die selbst keine Waren kennen  
und bloß nach dem Scheine urteilen, selbst betrogen werden  
und andere wieder betrügen?

Gleichwohl ist es ein Verbrechen der beleidigten Bürger-  
schaft, so oft ein Schneider mit Nähmadeln oder ein Maler  
mit Farben handelt, oder ein Schmied fremde eiserne Ware,  
die auf Hütten und großen Fabriken wohlfeiler gemacht wer-  
den, mit durchgehender oder daran eine Politur und Verbesserung  
gewinnt. Unsere Vorfahren haben zwar den Grundfatz ge-  
habt, die Zweige der bürgerlichen Nahrung so viel tunlich zu  
trennen, um die Zahl der bürgerlichen Familien zu vermehren  
und zu verhindern, daß nicht eine mächtige Hand alles an  
sich ziehen und, anstatt der Staat mit sechsten Bürgern zu  
vermehrten, mit einer Menge flüchtiger Gesellen arbeiten  
müßte. Diese Grundfätze waren gut und bleiben allezeit rich-  
tig, wenn auch ein Reichsabschied die unendliche Anzahl von  
Gesellen der Vermehrung bürgerlicher Familien vorzieht. Al-  
lein unsere Vorfahren haben es nie geargwohnt, daß eine Zeit  
kommen würde, worin die Krämer alle Ehre und Geld an sich  
ziehen und mit Hilfe von beiden ihre Mitbürger, die Hand-  
werker, verdunkeln und ersetzen würden. Bei diesem offen-  
baren Verfall würden sie nicht ihren Plan geändert, aber sicher  
eine Wendung in ihrer Polizei gemacht, den Kaufmann er-  
hoben, den Krämer heruntergesetzt und den Handwerker durch  
neue Privilegien begünstigt haben. Dieses hätten sie nach  
ihrer großen Einsicht gewiß getan, und ich sehe keinen Grund  
ein, warum nicht eben diejenigen, die den Krämer unter  
andern Umständen Vorzüge eingeräumt haben, solche auch,  
nachdem es die gemeine Wohlfahrt erfordert, wieder mindern  
sollten.

Das Recht, mit Tee, Kaffee, Zucker, Wein und dergleichen  
zu handeln, könnte den eigentlichen Kaufleuten verbleiben,  
Jeder, der vor dem vertrauten Ausschusse darlegte, daß er  
zu E. für zehntausend Taler jährlich einheimische Linen-  
oder Wollewaren verschickte, könnte dabei füglich das Recht  
haben, mit jenen Waren allein zu handeln. So würde die  
Krämererei eine Nebenfache des Kaufmanns, und nur der  
Patriot, der mit der einen Hand seine Mitbürger höhe, hätte  
die Befugnis, sich mit der andern durch solche Waren, welche  
sich nicht füglich für Handwerker eignen, zu bereichern. Dieses  
wäre eine gerechte Vergeltung; und weil die Krämerer da-  
durch zugleich zu einem bloßen Nebengewerbe gemacht würde,  
so müßte man auch so le nicht fürchten, daß einer sich zu  
sehr darauf legen würde. Der Kaufmann, der einheimische  
Produkte in großen verschickt, hat eine edlere Seele; er denkt  
größer und best seinen Mitbürger, um seinen vorzüglichen  
Handel durch ihn zu befördern. Dieses ist eine natürliche  
Folge der menschlichen Denkungsart, und die Ehre, ein Kauf-  
mann zu sein und durch diesen Namen sich den Weg zu den  
höchsten bürgerlichen Würden zu bahnen, würde ihn scharf-  
sinnig machen, neue Erwerbungsmitel für seine Mitbürger  
auszufinden, um auf diese Weise durch neue Zweige seinen  
Handel und seine Ehre zu erhalten.

Daß diese guten Wünsche erfüllt seien, muß man es  
als eine Glückseligkeit unserer Zeiten ansehen, daß allmählich  
große Krämer entstehen, deren jeder zwanzig kleinere ver-

schlingt. Die kleinen Raubvögel, die unsere guten Handwerker  
zuerst verzehret haben, werden solchergestalt ein Raub der  
größern; und da es nicht eines jeden Sache ist, sogleich ein  
großer Krämer zu werden, so muß man hoffen, daß unter  
diesen Aspekten sich wenige der kleinen Krämerer widmen  
werden. Man muß hoffen, daß dadurch mancher sich bewegen  
lassen werde, sich wieder zum Handwerk zu wenden, und daß  
endlich die Handwerker, wenn es zuletzt nur noch auf einige  
wenige Feinde ankömmt, diese überwältigen und durch eine  
neue und verbesserte Einrichtung sich Ehre und Recht ver-  
schaffen werden.

### Bücheranzeige

Georg Wasmers: Günther Umbach und die Baronin.  
Roman. (Verlag Dr. Gieseler & Co. N. G. Berlin 1868.)  
Eine Erzählung, die durch Inhalt, Form und Sprache an  
die klassischen Vorbilder der deutschen Romanliteratur erin-  
nert. In feingepulstem Charakter, Natur- und Gesell-  
schaftsbildern verleiht der Autor ein Gefantgemälde von  
reichster, farbiger Wirkung zu schaffen, das in den Einzel-  
heiten durch zarte Stimmungsmalerei überrascht und durch die  
psychologisch folgerichtige Entwicklung von Gegensätzen, die  
sich aus den erotischen Neigungen verschiedener gegeneinander  
lingender Seelenbewegungen ergeben, einen eigenartigen,  
pikanten Reiz auf den Leser ausübt. Das Buch hat litera-  
risches Niveau.

Philipp Langmann: Ein fremder Mensch und andere No-  
velles. (Verlag Dr. Gieseler & Co. N. G. Berlin 1868.)  
Philipp Langmann, der Schöpfer des „Büchel  
Luzifers“, tritt hier wieder mit zwei fesselnden Novellenbü-  
chern in die Öffentlichkeit. Seine Lieblinge sind die We-  
nen und die Bezahleten und sein Herz gehört der Sonne  
und der Natur. In diesen Novellen vereinen sich Men-  
schen, Tiere und die Natur zu einem einzigen organi-  
schen Ganzen, zu einer Art „Orbis pictus“ im feinsten Sinne  
des Wortes. Man kann die beiden, übrigens sehr sorgsam  
gedruckten Bände bestens empfehlen.

Karl Rosenhahn: Der Herr der Kaluta. Die Ge-  
schichte einer genialen Gaunerei. (Verlag G. Engel  
Verlag, Leipzig.) „Kaluta“ bedeutet hier nicht etwa „Wäh-  
rung“, sondern die Vereinigung aller Lappen und Jagdvieh.  
Ein heiliger Berliner Junge ruft eines Tages sämtliche Ver-  
brecher Berlins zusammen. Zu einem großen Verbrechen!  
Im Gegenteil! Zum Streik! Berlin steht still — wenn Ihr  
es wollt! Zeigt ihnen, daß es ohne Verbrecher überhaupt nicht  
geht! Man laßt — bis eines Morgens das Unmögliche Tat-  
sache geworden ist. Es passiert nichts mehr! Kein Diebstahl,  
kein Raubüberfall, kein Einbruch, kein Mord! Berlin ist ein  
Garten Eden — aus einer Arena der Bestien ist ein „ummel-  
platz“ geworden, auf dem die Bürger Karussell fahren. Man  
versichert nicht mehr wie sonst, nein: direkt bei der „Kaluta“.  
Dafür verpflichten sich die Verbrecher, „nicht mehr zu arbeiten“.  
Die Polizei wird ein überflüssiger Anachronismus. Staatsan-  
wälte und Richter, förmliche Rudimente, verrichten gärtnerische  
Arbeiten; die Rechtsanwältinnen schreiben Kriminalromane und  
-Fiktionen. Aber allem aber thronet Gottfried Klobitz, der „Herr  
der Kaluta“, der ungeschickte König von Berlin. Die Zeitungen  
berühnen — denn nichts geschieht. Jeden Tag Bankrott  
einer anderen Versicherungsgesellschaft. Die allgemeine Sicher-  
heit wird beantragt, die Stille dauert zum Himmel... Wie  
Karl Rosenhahn dies Dilemma mit einem einzigen Dreß löst,  
das muß man selbst lesen.

Richard Benz: Die Stunde der deutschen Musik. I. Band.  
(Verlag Eugen Diederichs, Jena.) — Ein Weltchaubuch gro-  
ßen Stils, nicht nur für den Musiker bestimmt, sondern auch  
und vor allem für den Laien, Deutung deutschen Geistes aus  
seiner tiefsten und eigensten Schöpfung, der deutschen Musik.  
Vom gotischen Dom Bach'scher Kunst über Handels unsichtbare  
geistige Bühne, von Haydn's händelischer Tanz- und Na-  
turalität bis zu Mozarts feierlicher Weltberührung, bis zu  
Beethoven's heroischem Schicksalstod und -Gieg (aus dem der  
eigentliche Mythos des neuer Menschens geboren wird) wölft  
es diesen Bau deutschen Geistes, der nicht nur die Musik  
allein, sondern jede Form deutschen Schauspiels und Willens  
umfaßt und den Bogen von Bach zur Gotik, von Beethoven  
zu Höpferlin, Schopenhauer und Nietzsche schlägt. So wird in  
diesem reichen und groß aufgebauten Werk Richard Benz, der  
schon in seinen „Blättern für deutsche Art und Kunst“ das  
Grundgesetz deutschen Dichtens und Denkens auch in Bau-  
und Bildkunst wirkend gezeigt hat, zu einem Künstler und Füh-  
rer, der uns gerade in dieser Zeit der Not und des Zerbre-  
chens aller äußerer Form das Ewige, Unverlierbare deutschen  
Wesens zeigt.

### Badisches Landestheater

#### Der blaue Vogel

#### Stückspiel des Russisch-Deutschen Theaters.

Das Rätselraten über den angekündigten „Blauen Vogel“  
hat ein Ende. Ich hörte in den letzten Tagen die verschiede-  
nen Erklärungen, die hauptsächlich sich auf den „Blauen Vogel“  
beriefen, die englische Version von Raeter durchs „L'oiseau  
bleu“, deren Aufführung in London Hunderte von erfolgrei-  
chen Vorstellungen sah. Alle diese Vermutungen fielen gestern  
zusammen. „Der Blaue Vogel“ des Russisch-Deutschen The-  
aters ist etwas ganz Eigenartiges, was wir hier noch nie ge-  
sehen und gehört haben, was wir hier noch nie erlebt haben,  
denn es ist Theater in stärkster Intenstität, es ist Theater-  
dramatismus, aus der russischen Volksseele geboren und in  
die moderne Zeit projiziert.

Unächst mag die Art der Folgen unzusammenhängender  
Programmnummern, jeweils eingeleitet von einem ebenso  
selbständigen wie drastisch-witzigen Conferancier, dem Direktor  
A. Juschuy, als Variétés, als Revuebühne anmuten. Aber es  
siedet ganz andere Erlebniskräfte dahinter, die in tiefsten  
Seelenregionen wurzeln und von dort aus mit blü-  
artig erhellenden Strahlen das Leben in seinen verschiedensten  
Erscheinungsformen erhellen, es aufreizen und das Aufgeris-  
sene wieder mit einer ungeheuren Konzentrationskraft treff-  
sicher zusammenballen, so daß das mit einfachsten Bühnennit-  
teln gestellte Szenenbild eine vollkommene Sublimierung, die  
sinnfällig-anschauliche Expression gibt.

Am charakteristischsten erschien mir in dieser Hinsicht die  
Szene „Leierkasten“ im zweiten Akt: ein Krio aus einem  
berühmten alten Drehorgelspieler, einem jungen landstreich-  
erischen Begleiter und einem unschönen Mädchen. Das Bild  
hebt als Kasse an, das falsche Singen, die edigen Tanzgebär-  
den des Mädchens steigen sie immer höher ins Verlesene, bis  
sie schließlich alle Maße ihrer burlesk-berrealistischen Grund-  
lage übersteigend durchbrechen, und in vollendeter Groteske  
geist aus der Menschheit ganzer Jammer an. Etwas, beartri-  
ges von raffiniertester Kunst bei anscheinend größtmöglicher  
Einfachheit wird selten erlebt werden können. Um alle psychi-  
schen und charakterologischen Kräfte und Züge aus diesem

kurzen Auftritt herauszuholen, müßte ich eine ganze Abhand-  
lung schreiben und hätte im besten Fall dann doch nur die  
Fäden in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band, das  
eben nur diese Darstellung zu geben vermag. Ihre Grundbe-  
dingung ist Abwesenheit jeder Sentimentalität. Durch alle  
Verzerrung leuchtet der absolute Wahrheitsstern. Selbst die  
„Abendglocken“ vermeiden das Süßliche durch die Kraft der  
Farbengebung und durch die unbedingte Schönheit des Ge-  
sangs.

Ähnliche Zusammenstellungen lassen die meisten der dar-  
gebotenen Programmnummern erleben, wenn auch bei den  
etwa Dutzend Bildern naturgemäß ein Grad- und Ideen-  
unterschied sich bemerkbar macht, wie namentlich das Schluß-  
bild der Zirkusparodie wohl sehr possesshaft ist, aber eben als  
Parodie doch mehr zur Würde als zur Groteske zählt, wenn  
auch ein Auftritt wie die Equilibristen namentlich durch die  
stereotype Frauenfigur wieder die Grenzen durchbrechen will.  
Gerade in der Verschiedenartigkeit der feierlichen Expressionen  
liegt aber auch der erkennliche Reizpunkt. Unvergesslich wird  
jedermann das Tschaktschil, das Wolgalied sein, jene unend-  
liche Melodie, woraus uns die russische Volksseele unmittel-  
bar anspricht mit ihrer Mischung von Zertrümtheit und  
Sehnsucht, Ansehung und Schicksal, Kraft und Ergebung.  
Gerade dieses Bild wirkte durch seine unvergleichliche szenische  
Bildgestaltung, wie von der einfachsten und doch so eindringlichen  
Stuppenlandschaft die sieben in den Seelen hängenden Frucht-  
boozelner gleich vollendet geschwimmten Holzplastiken sich ab-  
heben; und nun das Schönste: aus diesen müde hängenden  
und doch kraftvoll ziehenden Glendgestalten erblüht ein Ge-  
sang von einer irdischen Unbeschwertheit, einer himmlischen  
Reinheit und Fülle, daß hier wirklich aus tiefstem Schmerz  
und Jammer die blaue Stimme der unendlichen Melodie wächst,  
die Vereinigung von Elanentum und Romantik in der russi-  
schen Volksseele.

Es ist unmöglich, jedes einzelne Bild auszuwählen, ande-  
rend seinen Gehalt wiederzugeben, ob man eine Kulturgroteske  
der hemmungslosen Schieberdesensität sich auftritt, oder die auf  
Kritik beruhende elementare Wahrheit, daß Raetermäd-  
chen lachen, wenn Einquartierung kommt und Bauernmädchen

weinen, wenn Einquartierung geht, ob wir die Americo-Mo-  
chanisierung des modernen Lebens erleben oder eine altfran-  
zösische Liebesnovelle, die an die Medicerin erinnert, ob wir  
die russischen Bauern in ihrem primitiv-siebenwürdigen Um-  
gang belauschen oder das selbsthate Temperament einer Pa-  
nischen Tänzerin bewundern: stets haben wir Gipfelstimmun-  
gen. Jede Bewegung, jede Geste, jede Stellung ist genau be-  
stimmt, einstudiert und eingetübt, so daß sie trefflicher zum  
Ausdruck kommt. Nur dadurch ist die Reduktion auf die prä-  
gnante Einfachheit der Gebärde, das Marionettenhaft-Symbo-  
lische überhaupt möglich. Und damit ist das Theater als The-  
ater zur Vollendung gediehen, es wird losgelöstes Eigenkunst,  
und darin liegt die Bedeutung des Russisch-Deutschen The-  
aters, daß uns der „Blaue Vogel“ als und durch Theater Sym-  
bole anschaulich erleben läßt. Die künstlerischen Mittel, wo-  
mit dies höchste Kunstspiel erstrebt wird, sind im ersten Linie  
eine auf äußerster Diszipliniertheit beruhende Selbsterlebens-  
fähigkeit und Leichtigkeit der Geste, eine mit stärksten Loto-  
rischen Reizen arbeitende und doch immer einheitlich bleibende  
Deformation, endlich unübertreffliche Stimmmittel, die selbst  
durch gebrochene Karikatur die reine Schönheit hindurchschrei-  
ten lassen.

Ich beweise, daß diese vollendete Theaterkunst die Kunst  
ist, die wir Deutsche von der Bühne erwarten. Die Bühne  
ist uns Deutschen die Dinerin des Dramas, das mit anderen  
geistigen und seelischen Kräften arbeitet. Aber das Erlebnis  
des „Blauen Vogels“ wird nicht wach vergessen werden. Wie  
sind daher dem Russisch-Deutschen Theater vollen, unent-  
schuldig dankbar. Prof. Dr. Karl Goll.

Städtisches Konzerthaus. Auf die am Sonntag, den 29.  
Juni stattfindende Eröffnungsvorstellung „Die Spigenstein-  
Operette von Götz (Kompo ist Ihrer Hoheit die Tänzerin  
usw.) sei hierdurch nochmals besonders hingewiesen. Das  
Stückspiel des Neuen Operettentheaters Bonn unter persö-  
nlicher Leitung des Direktors Walbert Steffer in dieser Spiel-  
zeit folgende Operetten: Madame Pompadour, Der Herr  
von Spigenstein, Gaultierkönig, Familie Kaffee, Rade,  
heißt Walzer usw.